

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Band: 26 (1943-1944)
Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine
und des
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft Schweizer Frauenblatt, Zürich
Inzeraten-Nachnahme: August Gste H. G., Cindlerstrasse 64, Zürich 2, Telefon 7 29 75. Postfach-Ronto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Staudenacker Winterthur AG., Telefon 2 22 52. Postfach-Ronto VIII 15 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inzerationspreis: Die einpaltige Zeile
mehrzellig oder auch deren Raum 15 Rp. für
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.
Gefährdungsgebühr 50 Rp. / Keine Verbind-
lichkeit für Placierungsvorschlägen der In-
zerate - Inzeratenschluß Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per
Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
Einzeln-Nummern kosten 20 Rappen / Erschil-
lich auch in sämtlichen Bahnhöfen-Kiosken
Abonnements-Einzahlungen auf Postchek-
Konto VIII b 58 Winterthur

Der Weg zurück

Als in den ersten Kriegsjahren das Reich
mit seinen Armeen daran ging, ein Land um
das andere „zu befreien“, konnte es wohl ge-
sehen, daß in vielen unselbständigen Köpfen
die Begriffe über das, was Freiheit eigentlich
ist, sich etwas verwirklicht. Die Erfolge eines
totalitären Systems, das sich nicht damit be-
gibt, die Angehörigen des eigenen Volkes
darunter zu zwingen, sondern aus weltanschau-
lichem Fanatismus heraus seine Willkür und
Ertragsfähigkeiten auch noch andern Ländern zu
bringen, als göttliche Mission verkündete, waren
wohl dazu angetan, zu imponieren, und für
einige Zeit wenigstens in den demokratischen Län-
dern in gewissen Kreisen einige Unsicherheit her-
vorzurufen. Allerdings war sich eigentlich nie-
mand so richtig klar, wozu und wozu Länder
wie Belgien, Holland, Norwegen, befreit wer-
den mußten, da gerade diese Länder sich einer
ausgesprochenen Staatsgesundheitskrise erwehren
durften, und in voller Freiheit und Unabhängigkeit
ihre Aufgaben an den eigenen Völkern wie auch
im internationalen Zusammenpiel erfüllen. Die
Botschaft vom „neuen Europa“ vermochte einige
Zeit wohl gewisse diktatorisch angehauchte oder
sonst unzufriedene Kreise zu stützen; für das
unter dem „Front populäre“ etwas herunterge-
kommene Frankreich erdrossen blieb seiner Frei-
heit ein Aufschwung unter einem strafferen Sys-
tem, und weit herum überlag man vorerst die
Zufriede, daß die Zerrüttung der demokrati-
schen Staatsform zugunsten der Unterjochung
unter die diktatorische und die materielle Aus-
raubung dieser Länder. Die Angst vor einer
eventuellen sozialistischen Expansion und dem
Wolfsgeheimnis, deren Gefahren vor den dik-
tatorischen Machthabern belohnt und mit psycho-
logischem Spießsinn in die öffentliche Meinung
geblasen und mit größtem Raffinement immer
mehr aufgebauscht wurde — so wie es der Na-
tional-Sozialismus von Anfang an getan hatte
— ließ weite Kreise zu der verhängnisvollen
Ueberzeugung gelangen, die demokratische Staats-
form sei nicht mehr imstande, in ihren Ländern
im Notfall selber Ordnung zu schaffen. Falls eine
totalitäre Staatsform in Europa eingeführt wer-
den sollte, dann lieber jede andere als eine kom-
munistische. Dabei wurde übersehen, daß je
totalitäre Staatsform nichts anderes bedeuten
kann als Anwendung von Gewalt, Verbrechen,
Rechtslosigkeit und Grausamkeit, um sich durch-
zusetzen im Anfang, unter steter Steigerung
dieser Methoden, um sich behaupten zu können,
später, wenn ihr bei Widerpoligen Wider-
stand entgegengekehrt wird.

Als in den ersten Kriegsjahren das Reich
mit seinen Armeen daran ging, ein Land um
das andere „zu befreien“, konnte es wohl ge-
sehen, daß in vielen unselbständigen Köpfen
die Begriffe über das, was Freiheit eigentlich
ist, sich etwas verwirklicht. Die Erfolge eines
totalitären Systems, das sich nicht damit be-
gibt, die Angehörigen des eigenen Volkes
darunter zu zwingen, sondern aus weltanschau-
lichem Fanatismus heraus seine Willkür und
Ertragsfähigkeiten auch noch andern Ländern zu
bringen, als göttliche Mission verkündete, waren
wohl dazu angetan, zu imponieren, und für
einige Zeit wenigstens in den demokratischen Län-
dern in gewissen Kreisen einige Unsicherheit her-
vorzurufen. Allerdings war sich eigentlich nie-
mand so richtig klar, wozu und wozu Länder
wie Belgien, Holland, Norwegen, befreit wer-
den mußten, da gerade diese Länder sich einer
ausgesprochenen Staatsgesundheitskrise erwehren
durften, und in voller Freiheit und Unabhängigkeit
ihre Aufgaben an den eigenen Völkern wie auch
im internationalen Zusammenpiel erfüllen. Die
Botschaft vom „neuen Europa“ vermochte einige
Zeit wohl gewisse diktatorisch angehauchte oder
sonst unzufriedene Kreise zu stützen; für das
unter dem „Front populäre“ etwas herunterge-
kommene Frankreich erdrossen blieb seiner Frei-
heit ein Aufschwung unter einem strafferen Sys-
tem, und weit herum überlag man vorerst die
Zufriede, daß die Zerrüttung der demokrati-
schen Staatsform zugunsten der Unterjochung
unter die diktatorische und die materielle Aus-
raubung dieser Länder. Die Angst vor einer
eventuellen sozialistischen Expansion und dem
Wolfsgeheimnis, deren Gefahren vor den dik-
tatorischen Machthabern belohnt und mit psycho-
logischem Spießsinn in die öffentliche Meinung
geblasen und mit größtem Raffinement immer
mehr aufgebauscht wurde — so wie es der Na-
tional-Sozialismus von Anfang an getan hatte
— ließ weite Kreise zu der verhängnisvollen
Ueberzeugung gelangen, die demokratische Staats-
form sei nicht mehr imstande, in ihren Ländern
im Notfall selber Ordnung zu schaffen. Falls eine
totalitäre Staatsform in Europa eingeführt wer-
den sollte, dann lieber jede andere als eine kom-
munistische. Dabei wurde übersehen, daß je
totalitäre Staatsform nichts anderes bedeuten
kann als Anwendung von Gewalt, Verbrechen,
Rechtslosigkeit und Grausamkeit, um sich durch-
zusetzen im Anfang, unter steter Steigerung
dieser Methoden, um sich behaupten zu können,
später, wenn ihr bei Widerpoligen Wider-
stand entgegengekehrt wird.

noch geht, muß einen tieferen Sinn haben, denn
sonst wäre sie für die Betroffenen und die
Außenstehenden untragbar: sie muß „den Weg
zurück“ bedeuten von der Anbetung der Macht
in den Händen Einzelner, von der Willkür,
die in brutalster Form in der Hand relativ
weniger zu einer Geißel der Menschheit gewor-
den ist, und von der Annahme, daß es ein
Volk oder eine Regierungsbildung gebe, die aus-
schließt sein „über alle andern“. Es muß „der
Weg zurück“ sein für die Abkehr von den „Droits
de l'homme“, wie die französische Revolution sie
uns gegeben hat, zurück vor allem wieder zur
Abkehr von der Heiligkeit des Menschenlebens
und dem Recht jedes Menschen, Gott und seine
Gebote höher zu stellen als diejenigen machtbe-
sessener Diktatoren.
E. St.

Vom Tage

E. B. Zwei Vorkommnisse im Rahmen un-
terschiedlichen Lebens haben in den letzten
Wochen viel von sich reden — oder doch von
sich sein gemacht:

Mit tiefer Anteilnahme hörten wir von dem
Freipruch, der eine Frau ihrer Familie
zurückgab, von der sie acht Jahre lang getrennt
war. Im Jahre 1936 des Mordes angeklagt,
wurde die einfache Bauernfrau zu 20 Jahren
Zuchthaus verurteilt. Vor kurzem wurde der
Prozess revidiert und das Geschworenengericht
zu Basel hat die Frau freigesprochen, ba-
re Unschuld, die sie 1936 „bei Gott und ihren
Kindern“ geschworen hatte, erwiesen worden ist.
— Das Geschworenengericht sei infolge mangelhaf-
ter Führung der Voruntersuchung zustande ge-
kommen, rügte der Vorsitzende des jetzigen
Schwurgerichtshofes zwei Zeugenausagen (sagt
sind die einzigen wegen falschen Zeugnisses be-
straft worden) und ein Indizienbeweis, der schon
im ersten Prozeß sehr fragwürdig war, sind
der Frau damals zum Verdächtigungsgrund ge-
worden. Und so verlor sie Ehre, Freiheit und Familie,
verlor der Mann die Gattin, war den Kin-
dern die Mutter entzogen. Es erübrigt sich,
zu beschreiben, was dies alles für eine rechtshaf-
te Familie zu bedeuten hat.

Am Tag des Freipruchs ist Frau Mais mit
dem Gatten und den große Blumensträuße hal-
tenden Kindern von eifriger Pressephotographen
im Bild festgehalten worden. Vielleicht mag
den Kindern solch ein Bild als Symbol der
Rehabilitierung in Erinnerung bleiben: die Frau,
deren ruhige Züge von ausgefallenem Leid zeu-
gen, hat dabei wohl gedacht, was hat nach ihrem
Freipruch zum Gerichtsberichterstatter geklopft
hätte: „Ich habe es immer gewußt, daß es ein-
mal so kommen müßte — aber es hat sehr lange
gedauert.“ — Ein Rechtsteil ist aufgehoben;
den so Unrecht so schwer Geschädigten wurde
neben der moralischen Rehabilitierung auch eine
Entschädigungssumme zugesprochen, die, auch
wenn sie verlorene Jahre nicht wiedergibt, erlöt-

Einladung zur Generalversammlung

der Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt»
auf Mittwoch, den 23. Februar 1944, 14.15 Uhr in der
Zürcher Frauenzentrale, Schanzengraben 29, Zürich.

Traktanden:

1. Protokoll
2. Jahresbericht
3. Jahresrechnung
4. Statutenänderung
5. Wahlen
6. „Eheliches Güterrecht — einst und jetzt“
Kurzreferat von Fr. Dr. Iris Meyer

Wir hoffen auf zahlreiche Teilnahme unserer Genosse-
schafterinnen und Abonnentinnen.

Für den Vorstand der Genossenschaft
Schweizer Frauenblatt
Die Präsidentin:
Dr. h. c. Else Zäublin-Spiller

tenes Leid nicht auslöscht, doch wenigstens Zu-
kunftiges äußerlich erleichtern kann.
Wir erwarten — und mit uns viele — daß
die zuständigen Instanzen, die Männer näm-
lich, die in der Rechtspflege stehen, sich durch
diesen Fall erneut aufgerufen fühlen, darüber
zu machen, daß alle Straftäterinnen auf
das subtilste durchzuführen seien, beson-
ders dann, wenn nachher ein Geschworen-
gericht, also Laien, seinen Entscheid von Ja
oder Nein zu fällen und damit über das Schick-
sal eines Menschen zu verfügen hat.
Der andere Fall beschäftigte vorläufig nicht
die Gerichte, wohl aber eine Gemeindebehörde:
in einer Verwahrungsanstalt für Männer hat
die Frau des Verwalters seit Jahren Vorräte
gestohlen, zu deren Unterbringung sie sogar

Stärker als die Tyrannen

„Aber es ist offenbar, daß sich in der Weltge-
schichte von Zeit zu Zeit die grundmäßig amora-
lischen Kräfte erheben und berücken, zu was
für Erfolgen sie es auf diesem, wie sie jeweils
zu glauben scheinen, ganz neuen Wege der voll-
endeten Skrupellosigkeit bringen könnten. Es
ist, als die Welt dann auf einer höchsten
Wage gelogen und auf das Maß ihrer ge-
stirnten und fittlichen Klarheit und Kraft hin er-
probt würde.“

So treten wir uns jedenfalls nicht, wenn wir
die uns zugeworfene Seite der tyrannischen Gpo-
den als Herausforderung an uns auflassen, prak-
tisch, mit der Tat, zu behelligen, daß wir an-
ders — größer, fittlicher — sind, als unsere ge-
ganzlichen Verächter und Vergegnaltiger voran-
gesetzt haben.“ Arnold Jaggli.



VERENAS HOCHZEIT

Morgens: Das englische Fräulein Peters ist Pflegemutter von Verena
unselbständigem Kind geworden. Sie länger sie für den kleinen Nest abgibt,
um sie mehr über die Verena aus dem Dorf. Die nicht für von der Hoff-
nung, das das Vater ihres Kindes zu betreten, um endlich ein reines
Familienleben führen zu können. Der Vater Epp verläßt jedoch die
Heimat immer wieder, weil er mehr zu wenig Geld besitzt zu seinen glück-
lichen Verheirateten erweist. Mamiel Peters befehlen. 6. Fortsetzung.

Die Kleine schaute unter einem Apfelbaum. Als
aber Verena sie nehmen wollte, schrie sie wie ein
Spieß, und Verena bekam wieder feuchte Augen.
„Ich will gehen“, sagte sie, „es trägt mir doch
nichts nach.“ Sie sog eine rote Wuppe aus der Tasche
und gab sie ihrem Kinde. Aber mit aller Kraft
feiner kleinem Verena war es sie weg und griff
nach seiner grauen Kasse. Verena nahm die Hand
ihres Schreies in die Arme, drückte und berzte sie
und setzte sie wieder auf Gertrudis Knie.
„Gut danke ich auch für alle Mühe, die Ihr habt
mit meinem“ — sie bedeckte sich — „mit dem
Kleid, und für alles Liebe, das Ihr ihm antut.“

„Warum nicht gar“, lachte Gertrudis, „es ist ja eine
Freude.“
Mamiel begleitete Verena durch den Garten, da-
bei schritt sie dort eine Kiste, da einen Aufseher
Reisde, ein paar Bananen, Geranien, Stabionen,
ein Büschel langes englisches Gras und gab Verena
zuletzt den Strauß, der sommerlich herrlich duftete.
„Me Verena, sei nur mutig und nimm nicht alles
so schwer! Du bist beim Tausend auch nicht allein
schon an dem allem, warum sollst du allein hüßen?
Das kommt schon gut, ab.“ Sie winkte Verena
noch lange nach, als diese schon fast hinter dem
Kornfeld verschunden war. „Dem Büchlein wollt
ich, jawohl!“ Damit ging sie hinauf und holte sich
ein paar alte Briefe ihres verstorbenen Bruders, die
sie lesen wollte.
Ein paar Wochen später erhielt Mamiel Peters
einen Brief von Verena. Er war sehr schön geschrie-
ben, und die Handschrift war eine gute Schulschrift.
Sie schrieb:
„Liebe Mamiel! Hierfür! Ich kann nicht zu Euch
herauskommen, darum muß ich schreiben und Euch
grüßen, daß ich forgtche. Als ich das letztemal von
Euch nach Davie kam, habe ich viele Stunden ge-
weint in der Nacht und war sehr traurig, daß ich
nichts von mir wissen wollte und mich nicht lieb hat.
Es kann mich nicht lieb haben, ich weiß es wohl, aber
ich will lieber nicht mehr zu Euch kommen. Darum
gehe ich in eine Stelle nach Basel, um das Kochen
noch besser zu lernen; denn unsere Bauerin ist ge-
storben, und ihre Schwester kommt nun auf den
Post. Wenn es mir in Basel nicht gefällt, so gehe

ich weiter. Liebe Mamiel, der liebe Gott vergelte
Euch alles, was Ihr an mir und dem Kinde getan.
Ich kann es Euch nicht vergelten. Dem Epp ist
es recht. Er ist Weisheitsreich geworden und hat sich
mehr John. Ich komme zu Zuberbader Meyer,
Achselvorstadt 28, Basel, und grüße Euch und
Gertrudis
Eure Verena Kainer.“
III.
Es war lange her, seit Verena jenen Abschieds-
brief geschrieben und Mamiel Peters damit ihr
Kind überlassen hatte. Bemüht hatte Theresie die
Kleine aus Herz gedrückt und sich gelobt, ihm
die Mutter zu erlegen, so gut sie es verliche.
Reit wuchs auf im Sonnenchein — im äußern,
dann den ganzen Tag klimmerte es um das Langener-
gut von Senne — und im innern, denn die Liebe
und wieder Liebe war es, die das Kind behütete
und umgab, seine Schritte lenkte, als es klein war,
und seinen Geist und sein Gemüt zu bilden suchte,
das Mamiel und ihr Gertrudis aufzuziehen hatten.
Ein nachdenkliches Kind, das lange einer
Wiene oder einem Vogelpaar zusehen konnte
und dann Mamiel mit endlosen Fragen be-
fürmte, die bewiesen, daß es nicht nur
sah, sondern auch beobachtete und dachte. Reji hatte
das Sinnige, Alltägliche, das Kinder haben, die allein
ausgelesen werden. Wertwürdig lange blieb die
Frage nach Vater und Mutter aus, und Mamiel
dachte, Reji nicht zuvorkommen mit verfrühter

Aufklärung, sondern zu warten, bis das Kind fragen
wüde.
Barret Schwarz, der mit freudlichem Interesse
Rejis geistiges und körperliches Wachsen verfolgte,
hatte Mamiel Peters angeboten, Reji mit seinem
Zöcherchen Max zusammen mit einer Erziehlerin
unterrichten zu lassen, und Theresie hatte mit Freuden
zugestimmt. Im Vorhaus hatte das Kind neben
einer kleinen Fremdbildung auch mehr Anregung, als
sie in ihrem stillen Hause haben konnte.
Fremdstrahlend kam Reji jeden Abend heim und
erzählte, was sie gelernt hatte. Und eines Tages
kam die Frage nach Vater und Mutter. Reji war
gegen ihre Gewohnheit still, sah auf ihrem Stüh-
chen neben Mamiel und erzählte nichts von ihren
Schulerlebnissen.
„Was halt du, Kind?“ fragte Mamiel Peters.
„Tante, sag, warum haben die anderen Kinder
alle einen Vater und eine Mutter und ich habe
keine? Bist du meine Mama?“
„Mein Reji, ich bin deine Tante.“
„Sagst du keinen Papa und keine Mama?“
„Doch, aber sie sind weit fort.“
„Wo denn?“
„Deine Mutter ist in Deutschland“, sagte Mamiel,
die hoffte, Reji würde nicht weiterfragen.
„Und der Vater?“ beharrte Reji auf ihrem Er-
beinhang.
„Dein Vater ist auf einem Bauernhof in der
Schweiz.“
„Aber warum wohnen sie denn nicht zusammen“

eine Privatwohnung mietete — die Anfallsklagen aber erhielten mangelhafte Nahrung und wer sich darüber beklagte, kam nicht zu seinem Recht. Die Verwalterin — so ward nun festgestellt, sei geisteskrank, der Herr Verwalter habe von alledem ein erträgliches Bild gemacht (über Jahre) nichts gewußt, der Anfallskläger habe klagefähige Anträge als Querulanten in andere Anfälle verpacken lassen. — Wer ist schuldig? fragen heute die Politiker im juristischen Gemeinderat und suchen die Verantwortlichen festzustellen. Es mag politische Schwarzfärberei und Meinungsänderung im Spiele sein, wenn wir namendamen dieser Geschichte drastische Beschreibung in den Tagessetzungen lesen; und ob die Justizkommission, die über das Wohl dieser Anfälle zu wachen hat, bei ihrem Anfallsbuch tatsächlich nur „Forellen ab und Kegelte“, wie an einer Stelle zu lesen war, wissen wir wohl nicht. — Aber uns beschäftigt ein anderes:

Einem mangelhaften Untersuchungsverfahren zufolge geschah ein schweres Fehlurteil; einem mangelhaften Justizverfahren zufolge konnten in einer Anfallsklage schwere Fehler gemacht und gedeckt werden. Wie würde über die Fähigkeiten der Frauen, im öffentlichen Leben zu wirken, geurteilt, wenn es Frauen wären, die an verantwortlicher Stelle im öffentlichen Leben erantworteten? Wie würden sie von Männern beurteilt, wenn diese, zum Zurückgehen, das Wirken dieser Frauen betrachten würden?

Denn wir Frauen sind ja schon er. Man will uns noch immer nicht als vollgültige Mitarbeiter; nicht als Richter und Geschworene, nicht als Chefs oder Sekretäre in den Verwaltungen. Als Zuschauer stellen wir fest, daß den Männern dieser, sogar besser unterlaufen können und daß diese Begebenheiten solches illustrieren. — Wenn wir Frauen unermüdlich fordern, laßt auch uns Richter und Geschworene werden, laßt auch uns als verantwortliche Leiter in der öffentlichen Wohlfahrtsarbeit wirken, so tun wir es nicht in der Liebezeugung, daß nicht auch Frauen einmal fehlerhaft sein könnten. Wir sind nicht blind für unser eigenes Geschlecht.

Wer es geht hier um etwas anderes: die vorgefasste Meinung, es sei der Mann im Gegensatz zur Frau prädestiniert für gute Leistungen im öffentlichen Leben, sollte endlich einmal aufgegeben werden. Aus fräulicher Logik folgern wir:

Wenn das Geschlecht den Mann zum Aktivbürger erhebt und ihm damit die Bahn zum öffentlichen Wirken frei gibt, so macht es ihn damit nicht zum fähigen Aktivbürger. Dieser die Fähigkeit entscheidet nicht das Geschlecht, sondern der Charakter und die tatsächliche Fähigkeit. Wenn also nicht das Geschlecht entscheidet über die Fähigkeit, so gebe man auch der Frau die Bahn frei zum Aktivbürgerum, und damit der Gemeinschaft die Chance, auch die Tüchtigsten unter den Frauen in ihren Dienst zu nehmen.

Selber die lebendigste Propaganda sein

Vor Jahren hat eine große Aufgabe die Frauen genügt und dadurch größer und freier gemacht, die Salsa, Stadt- und Landfrau, die Deutsch- und Weltbürgerin, Katholikin und Protestantin, intellektuelle Frau und Arbeiterin, haben gemeinsam das große Werk geschaffen.

Suchen wir auch heute das, was uns einigt, die Liebe zum Land, die Sorge ums Land! Lassen wir alle kleinliche Eitelkeit, alle äußeren und inneren Gegensätze weit hinter uns, dienen wir mit unserer ganzen Kraft dem Einen, was Not tut.

Wir müssen reden, aufklären, schreiben, vor allem schaffen und sein. Wir müssen sagen, das merke ich, denn der Auser ist o da. Uns immer neu, immer fester durchdringen mit eck Schweizerischem Geist, damit wir selber die lebendigste Propaganda dafür werden. Selene Studt.

In einem Haus, wo Maya Baba und Wama, und warum wohnen ich nicht bei ihnen?

„Kind, das kannst du jetzt noch nicht verstehen, wenn du größer bist, wirst du es begreifen. Ich habe dich so lieb, wie Maya Wama ihr Kind hat, und du bist mich lieb, gelt?“

Die kleine Kletterer auf Mamsells Schoß und küßte sie.

„Suchst du mich hab ich dich, viel lieber als die Mutter“, sagte sie bellmüt. Nachher ist sie lange Zeit am Fenster, und Mamsell meinte wohl, daß sie nach ihrer Gewohnheit über das nachdachte, was sie nicht begriff, und über das Rätsel Herr zu werden suchte, aber sie fragte nicht wieder.

„Liebe Mamsell Theresie! Ich will Ihnen wieder einmal schreiben. Ich habe oft gedacht, was wohl die Mamsell Peters macht und Grilli und meine kleine Miei, aber ich bin immer so müde am Abend, und am Sonntag habe ich weniger Zeit denn je; denn ich bin in einer Wirtschaft, und da geht es am Sonntag am freigesten. Wenn ich aber einen freien Nachmittag habe, so schlafe ich immer; denn ich bin immer müde. Aber ich verdiene viel Geld, und ich trage alle Monate auf die Sparbank, damit es lange und der Epp und ich uns endlich heiraten können. Ich hatte schon ziemlich viel, da hat mir aber mein Bruder geschrieben, der im Elend wohnt. Er hat eine Frau und vier Kinder und die Auszahlung, und da schrieb er mir: „Liebe Verena, ich war viele Wochen krank, und wir haben nichts mehr, und

Gemeinschaft und Recht

(Gemeinschaft II.)

Gemeinschaft und Recht sind Begriffe, die zwei grundverschiedenen Sphären angehören. Der eine stellt ein Sein, der andere ein Sollen dar. Gemeinschaft ist eine Wirklichkeit des menschlichen Zusammenlebens, Recht ist ein System von Normen...

So sagte: Gemeinschaft hat keinen äußeren Zweck, sie ist Gehalt und trägt ihren Sinn in sich. Es ist daher Unfug, den Zweck der Ehe, der Familie, der Freundschaft, des Ordens aufzuzählen. Diese Gebilde haben so wenig einen Zweck wie ein Kunstwerk. Ehe ist die höchst mögliche Gestalt der Liebe zwischen Mann und Frau, Familie ist die ewige Form der Verbundenheit zwischen Eltern und Kindern, Freundschaft ist die tiefste Gestalt des Vertrauens zwischen Menschen gleichen Geschlechts, Nachbarschaft und Hausgemeinschaft sind die kleinsten Formen des Zusammenwohnens. Wo man irrt wird an dieser Erkenntnis, wo man nach äußeren Zwecken sucht, ist die Gemeinschaft gefährdet, das Paradies ist verloren und es beginnt die Auflösung. Man kann daher Gemeinschaft nicht rational begründen. Man kann nur hinweisen auf ihre Schönheit und Heiligkeit. Wer das Wunder schaut, wird von ihm ergriffen, wer es nicht sieht, wird es nie erfahren. Mit Jungferntreue, Anstaltsbeiträgen und Gebührenspreisen kann man keine wirklichen Familien schaffen. Man erzeugt auf diese Weise nur Scheinehen, die vielleicht eines Tages zu Ehen erwachsen.

Und nun das Recht: es ist ein System von Normen, Verböten und Geböten, die auf äußere Verhalten zielen. Um dieses äußere Verhalten zu erzwingen, wird ein Zwangsapparat aufgestellt, der die Rechtsunterworfenen nötigt, sich den Gesetzen entsprechend zu verhalten. Das Recht hat über die Bestimmung keine Macht. Es kann also nicht Gemeinschaft schaffen...

Wie sieht es nun in dieser Hinsicht mit dem

gegenwärtigen schweizerischen Recht? Gleich wie der Boden unseres Landes verschiedene geologische Strukturen aufweist, so finden sich auch im geltenden Recht nebeneinander Verbindungen verschiedener Weisheit. In der Landwirtschaft aber wie im Recht herrschen gewisse Formen das Bild. Das schweizerische Recht ist im großen und ganzen der Ausdruck des Liberalismus. Diese Epoche stellte das Individuum in den Vordergrund und glaubte an seine alleinige Kraft und Sendung, von Gemeinschaft wollte sie nicht viel wissen. So sind denn im schweizerischen Recht die Formen, die Gemeinschaft verlangen, selten. Am härtesten ist das Vertragsrecht ausgebildet. Das Genossenschafts- und das Vereinsrecht sind gesellschaftlich gedacht, das Nachbarrecht ist verknüpft mit dem Recht des Lebens, das Bundesober aber gar der Freundschaft gibt es nicht. Einzig aus Familien- und Eherecht sehen Gemeinschaft voraus.

Was ist zu tun? Soll das Recht sofort auf Gemeinschaft hin umgestaltet werden? Nichts wäre verderblicher; es würde lediglich eine Fiktion aufgestellt. Das geltende Recht gibt ziemlich genau die Situation an, in der sich ein Volk tatsächlich befindet.

Das gilt besonders für Demokratien, in denen die Anpassung des Rechtes an den veränderten, inneren Zustand ohne Schwierigkeit möglich ist. Wir haben nicht mehr und nicht weniger Gemeinschaft, als das geltende Recht anzeigt.

Wollen wir aus dem Zustand der Verwilderung herauskommen, darf uns wirklich die Angst vor der Vermassung, dann müssen wir daran gehen, faktische Gemeinschaften zu errichten. Wir müssen Ehen führen, Familien gründen, Freundschaften schließen, Hausgemeinschaften bilden, Nachbarschaften halten, Bünde beschwören, in denen das Wunder der Gemeinschaft wirklich wird...

(K. Raef in „Gemeinschaft“, Benziger-Verlag.)

Elise Pfister V. D. M. †

Am 6. Februar ist Elise Pfister, V. D. M., Pfarrhelferin in der Kirchengemeinde Neumünster, in Zürich, gestorben als die erste unter den Zürcher Theologinnen, wie sie als die erste in ein Pfarramt hatte eintreten dürfen. Das war am 19. Januar 1919 gewesen. Sie hat volle 25 Jahre in einem Beruf gewirkt, den damals nachgegebenen Stimmen als unzureichend für Frauen bezeichnet. Über Gott ruft keine Menschen zu einem bestimmten Dienst, außer er wisse, wo er ihn brauchen will. Das Starke an Elise Pfister war, daß sie unentwegt in diesem Glauben stand und sich durch keine praktischen Erhebungen, keine Hindernisse zu Abstrichen oder Zugeständnissen bewegen ließ.

1886 in Sorgen geboren, war sie zuerst von 1906 bis 1914 Primarlehrerin, worauf sie als die zweite Schweizerin dem innozenz auf zum Theologiestudium folgte, um sich für das Amt der Verkündigung und Seelsorge auszurüsten. Die Unversität hat den Theologinnen ihre Tore weit auf und rüchete auch ein Fakultäts-examen für sie ein, das heute noch für Zürcherinnen die einzige Möglichkeit zur Erwerbung des Fähigkeitsausweises für die Arbeit im Pfarramt ist. Andere Kantone haben seither für ihre Theologie studierenden Würdigerinnen die Zulassung zum Examen der neun schweizerischen Konfessionskantone erwirkt. Im Sommer 1918 besand Elise Pfister dieses Fakultäts-examen. Im Oktober desselben Jahres wurden dann die beiden ersten Theologinnen im St. Peter mit den männlichen Kandidaten zusammen von Kirchenrat Pfarrer Sigg, dem aufrichtigen Freund und Helfer der Theologinnen, ordiniert und bis heute die einzigen Zürcherinnen, die durch die Ordination das Recht erhielten, ihrem Namen das V. D. M. (Verbi Divini Minister

= Diener am göttlichen Wort) beizufügen und ihn ins Register des Zürcher Ministeriums einzutragen.

Darauf begann der bittere Kampf um die Arbeitsmöglichkeit einer theologisch ausgebildeten Frau im Kirchendienst, über alle Hindernisse der Tradition, des Rechtes und der Buchhaltungsgebundenheit hinweg. Zwar hatte Elise Pfister schon im Sommer 1918 den erkrankten Pfarrer Paul Keller in Neumünster im Schulunterricht vertreten. Auf Januar 1919 hatte Pfarrer Dollinger in derselben Gemeinde eine Vertretung nötig. Es geschah auf ausdrücklichen Wunsch von Vätern der Schulle Elise Pfisters, daß sie mit dieser Stellung betraut wurde. Als dann 1922 die definitiv frei gewordene Pfarrstelle durch Pfarrer Karl Zimmermann besetzt wurde, trat die Gemeindeglieder, welchen diese Frau zum Segen geworden war, dafür ein, daß sie an einer neu zu schaffenden Pfarrstelle in der Gemeinde bleiben sollte. Über der Regierungsrat, der die Wahl zu betätigen gehabt hätte, glaubte dazu nicht die nötigen gesetzlichen Grundlagen zu haben. Bis vor Bundesgericht ging die treue Neumünstergemeinde, um sich ihren weiblichen Pfarrer zu erkämpfen. Das Bundesgericht jedoch bestete den Regierungsrat.

Über in der Folge formulierten die Kirchengenossen vom Herbst 1923 endlich die Rechtslage, daß es einer Kirchengemeinde freistehende, eine theologisch ausgebildete Frau nach ihrem Gutfinden mit pfarramtlichen Befugnissen zu betrauen. Unter dieser Form der Pfarrhelferin konnte nun Elise Pfister angestellt werden. Vielleicht wurde sie damit in höherem Maße von der Gemeinde erhöht, als gelegentlich ein vom Volke gewählter Pfarrer.

Ihr Glaube, daß Gott ihr die volle Arbeit im Pfarramt bereit habe, war aufs Schönste gerechtfertigt. Ihre Arbeit in dieser Gemeinde

Nachrichten der Woche

(Inhalt)

Nachdem verschiedene Kantone in Bern zugunsten einer eidgenössischen Alters- und Invalidenversicherung beschlossen haben, wird die Bundesversammlung beauftragt, einen Gesetzesentwurf auszuarbeiten zu lassen. Mit den Vorarbeiten wurde Dr. Triebel betraut (Amt für Sozialversicherung).

Die händelartige Vollkommensformel befracht die internationale Lage und nahm mit Berücksichtigung Kenntnis von den Verhandlungen der Bundesrat im Interesse der Wahrung der höheren Bundesinteressen auf internationalen Gebiet genommen haben.

Die Post-, Telephon- und Telegraphenverwaltung hat 1943 einen Reingewinn von ca. 20,7 Millionen Franken zu melden, der in die Bundeskassen fließt.

Zum Stadtratspräsidenten von Zürich wurde der Sozialdemokrat Dr. Büdinge gewählt.

Im Bericht nach Eutawna Arbens, ehem. Turnlehrerin, die um ihrer Verdienste um das Brauturnen willen als erste Frau 1933 zum Ehrenmitglied des Eidgenössischen Turnvereins ernannt wurde.

Preiswettbewerb: Am 7. Februar wurden in Zürich Preise: die kleinen Coupons J der U. S. R. für 50 Gramm Tee: K für 12, reit. 75 Gramm Schokolade: K für 100 Punkte Fleisch. Auf der Silberkarte Coupons KK für Käse.

(Inhalt)

In Strassville in französisch-äquatorialer Afrika hat eine große französisch-koloniale Regierung, welche Kolonialfragen im Sinne der Wertschätzung der Kolonialmethoden ziele.

Der Bischof von Chichester kritisiert im englischen Oberhaus die britische Bombardierungspolitik; doch wurde diese vom Sprecher der Regierung und anderen mit der Notwendigkeit, die feindliche Rüstungsindustrie lahmzulegen, gerechtfertigt.

Die Baboglia-Regierung hat im von den Alliierten besetzten Italien die schädlichen Parteigesetze aufgehoben.

Der amerikanische Geschäftsträger in Helsinki hat den finnischen Außenminister eine Postkarte geschrieben, die ihn über die vom dringenden Wahnung, aus dem Krieg auszusteigen, ermahnt.

In Tallinn, Riga, Kiew und Tarnopol hat die Sowjetunion der Stillenpflanzung eingestimmt. Überall Millionen Menschen sollen nach Kiew überführt werden.

Die Einreise nach Istanbul ist für Ausländern beschränkt worden.

In Marokko wurde der Chef der Gestapo erschossen.

Aus Norditalien, Frankreich, Griechenland werden abgebauten Einrichtungen gemeldet.

In Wien-Provence ist 76jährig die früher weltbekannte französische Dichterin Juliette Guilbert gestorben. Sie hat sich große Verdienste um die Sammlung alter französischer Volkslieder erworben.

(Inhalt)

Die Stadt Pilsen wurde von den Russen erobert und der deutsche Präsident auf dem Rücken der Diner zerbrach, sieben deutsche Divisionen wurden geschlagen. Die Russen zogen gegen Berlin vor. Die sechs letzten deutschen Panzerdivisionen wurden eingekesselt und zersplittert auf die Stadt Kown zurückgetrieben. Noch immer sind schwere Kämpfe im Gange.

Die Alliierten haben unter Befehl großer Panzerdivisionen zusammengezogen und stehen bei Anzio-Netuno in der Offensive. Um die Ruinen von Cassino wird noch immer heftig gekämpft.

Bazilik: Die Amerikaner besetzten die Marzhaufel Kama und eine Reihe benachbarter Inseln.

Luftkrieg: Ein schwerer Zerschmetterter Alliierten Bomber griff Wilhelmshaven an. Weitere Angriffe gegen Frankfurt, Weidenfeld, Hochfrankfurt und Berlin. Ein russischer Bomber hat Berlin schwer beschädigt und Tallinn bombardiert.

Radio Rom meldete alliierte Luftangriffe auf Viterbo, Frascati und die Umgebung von Florenz. Deutsche Flugzeuge bombardierten die Stadt- und Militär-Eingänge. Japanische Submarine auf Neu-Guinea wurden von Amerikanern bombardiert.

Wor darum auch eine volle Hingabe in diesem Glauben. Viele sind es, die jetzt um ihre Seeligerin trauern.

Ihre schwere Krankheit während eines ganzen Jahres brachte sie vollends zur Glaubensreise. Sie dankbar war sie bereit, zuerst in der Hoffnung, noch einmal weiter arbeiten zu dürfen, dann aber in der Gewißheit, daß vom Glauben zum Schauen befördert zu werden.

K. Gutknecht, V. D. M.

ich kann den Hauszins, den Doktor und den Apotheker nicht bezahlen, und ich soll aus dem Hause auf die Straße. Liebe Schwester, kannst du mir nicht Geld schicken? Du bist allein und hast keinen, der dein Geld braucht. Der liebe Gott soll es Dir vergelten, wenn Du mir Geld schickst. Das hat der Bruder geschrieben, und ich habe ihm Geld geschickt, aber natürlich habe ich jetzt wieder viel weniger. Epp hat mir am Neuhof geschrieben. Er schreibt mir immer am Neuhof. Er hat gesagt, daß es ihm gut gehe, und daß er gesund sei und daß der Meister im Herbst gehoben sei und es ohne ihn, den Epp, nicht mehr gehe. Er befehle wie der Meister früher, und die Meisterin höre auf ihn. Aber das Geld reiche noch lange nicht, daß wir uns betrauten können, er jepe jetzt immer mehr, wie viel man brauche, und leidenschaftlich begehrte er nicht zu sein.

Liebe Mamsell Peters, es ist mein größter Wunsch auf Erden, daß ich den Epp heiraten kann, damit wir einen ehrlichen Namen bekommen. Meine Mutter kann im Himmel keine Ruhe haben, wenn sie weiß, daß ich ihr die Schwabe gemacht habe und daß ich ein Kind habe, das keinen Vater hat. Es brüht mir das Herz ab, und ich schaffe und schaffe, daß ich es vergeße und viel Geld zusammenbringe. Ich kenne viele Bursten hier, und es hat mich auch einer heiraten wollen. Aber ich kann keinen anderen heiraten als den, der Meis Vater ist. Liebe Mamsell Theresie, jetzt habe ich einen langen Brief geschrieben und grüße Sie und das Grilli und das Meis.

Mit Hochachtung: Verena Rainet.

Lange hielt Mamsell Verenas Brief in der Hand, er sie aufnahm, um Grilli den ihr ausgehenden Gruß zu bringen. Es bewegte sie tief, wie Verena sich grante, wohl mehr als sie aussprechen konnte. Das Epp die Hochzeit abichtlich hinauschieb, war klar. Wachte es ihm wirklich sein, was das Mädchen glaubte, daß er ängstlich war und ohne genügende Sicherheit nicht betrauen mochte, oder daß er lieber auf fremden Hof Meislerheut war, hat sich mit dem eigenen zu plagen oder daß er einer anderen nachging und es Verena nicht sagen wollte, auf alle Fälle hatte er keine Lust, sein Verprechen zu halten, und das arme Ding hing gänzlich von ihm ab; denn der Druck, den sie befristigt auf dem Herzen hatte, und das Gefühl der Verantwortung ihrem Kind gegenüber konnten nur durch den Vater ihres Kindes von ihr genommen werden. Mamsell nahm sich vor, gelegentlich mit dem Pfarrer, ihrem Vertrauten und Berater in allen Dingen, zu reden und ihn zu fragen, ob denn da nichts zu erzwingen sei.

(Vorfassung folgt.)

Sieben mal sieben Jahre

So überdauert der Zürcheroberränder Jakob Stutz vor fast genau hundert Jahren die Darstellung seines Lebens.

An was liegt es, daß dieses Buch heute eigenartig aktuell ist? Der Stoff ist es schließlich nicht. Denn wie sollte das Leben eines armen Bürgers, seine Kindheit auf dem elterlichen Hof, das Ver-

dingwerden bei guten Leuten, sein oft bewunderetes, oft verachtetes Dichten, seine Untätigkeit in der Stadt und sein Verben für die Volksschule auf dem Land uns gerade jetzt besonders nahe liegen?

Das Leben der verstorbenen Menschen mag denkbar unterschiedlich sein. Geburt, Hunger und Tod gehören in jedes. In jedem Leben kämpft der Geist gegen die materiellen Gegebenheiten. Er ist in ihnen er sich den Möglichkeiten des Alltags einen Bereich bringt, sei es, daß er dem Verstummen im Genus überlebt. Ein Wort, das gleichzeitig mit dem „Kitt“ in ganz bestimmter Bedeutung auftaucht, wie der Kitt für die Erde und nun wieder bereits wie dieser auf sich gerichtet ist, war die „Sentimentalität“. Man gebraucht den Ausdruck für Gefühlswelt, ohne aber im Gegensatz zu ihm ein Wort für Gefühl im Sinne eines festlichen Maßstabes der Dinge zu haben. Das heißt mit anderen Worten, daß man davon nicht weiß wissen wollte. Und doch gehört auch der gefühlsbetonte Maßstab der Dinge zu jedem Leben. Mit ihnen hängt auch die Auffassung der Freude als Lebensnotwendigkeit und nicht nur als Verzierung zusammen.

Heute ist unser Leben unvorteilhaft bedrohter als vor dem Kriege. Dadurch kommen seine Grundgegebenheiten: Geburt, Hunger, Tod, das Ringen des Geistes und die Ansprüche der Seele unterem Bewußtsein verhältnismäßig näher.

Zwar wurden in der Literatur der letzten Zeit die Leute auch geboren, aber, schafften dies und jenes, bängten ihnen und diesem nach und farben. Wer

Finlands „Hilfs-Schwester“

Welche Arbeit verrichten die finnischen „Hilfs-Schwester“? Eine kleine Präsentation ihrer Tätigkeit ist wenig am Platz:

Die „Hilfs-Schwester“-Organisation ist eine Schöpfung von Finnlands Rotem Kreuz ein Glied in der weltweiten Arbeit für's Wohl der im Kriege ver wunderten und bedürftigen Soldaten. Es ist in klar, daß zu Kriegeszeiten Mangel an geschultem Krankenpflegepersonal entsteht. Diesen Mangel muß man auf andere Weise zu decken versuchen. Eine Art dies zu tun, ist die Arbeit mit der Krankenpflege- arbeits, die eigentlich keine langwierige Krankenpflege- ausbildung erfordert, von einem Personal auszuführen zu lassen, welches inlande ist, sie zu bewältigen, ohne direkt aus voll ausgebildeten Krankenpflegerinnen zu bestehen.

Theoretische und praktische Ausbildung

Die jungen Mädchen, die gern an der Verleidi- auszubildung des Landes teilnehmen wollen und gleich- zeitig sich zu der weltweiten Krankenpflegearbeit hin- gesenken fühlen, haben in der „Hilfs-Schwester“- Organisation die Möglichkeit, ihren Wunsch zu er- füllen.

Die Initiative geht von Finnlands Rotem Kreuz aus, welches an der Spitze des Vorgesetzten steht. Ein großer Teil der jungen Mädchen wird aus der Scout- organisation rekrutiert.

Nachdem die finnischen „Hilfs-Schwester“ ihr Ge- lübde abgelegt haben und in die Organisation aufge- nommen worden sind, erhalten sie eine kurze theo- retische Ausbildung, welche dann eine mehrwöchige Praktika an einem der Krankenhäuser des Roten Kreuzes folgt. Dabei die jungen Mädchen schon früher, in der Scoutorganisation, einen „Erste-Hilfe“-Kursus durchgemacht, so kann die theoretische Ausbildung weit- fernerhandlich realisiert werden. Nach beendeter Aus- bildung werden die Mädchen in die Feldlazaretts oder Kriegskrankenhäuser geschickt und beginnen da ihre eigentliche Tätigkeit.

Verlässliche Dienste und Altersgruppen vertreten

Es sind Mädchen und junge Frauen aus ver- schiedenen Volksschichten und von verschiedenem Alter, welche die „Hilfs-Schwester“-Tätigkeit zu ihrer Kriegseinsatzarbeit gewählt haben. Ein Blick in das Kar- hotel-Restaurant über eine Gruppe von „Hilfs-Schwes- tern“ zeigt, daß das Alter der „Hilfs-Schwester“ zwischen 1907 und 1922 variiert.

Auch was die Berufe anbetrifft, so ist das Register ebenso bunt wie interessant. Es gibt Volkseinstimmen, Kinderkriegerinnen, Studierende aller Arten, Photo- graphinnen, Kostümbildnerinnen und Diakonissen. Neu unter ihnen, dadurch daß die „Hilfs-Schwester“ Ausbildungsformen verändert sind, ist es möglich ge- wesen, in großem Ausmaß, aus den früheren Aus- bildungen Nutzen zu ziehen. Eine Lat o. antin an einem photomechanischen Laboratorium kann im Wintertag- laboratorium des Krankenhauses von großem Nutzen sein, eine Kontostiftung findet viel Arbeit in der Kanzlei, eine Pharmazie-Studierende ist natürlich in der Apotheke des Krankenhauses oder Vasarettis herlich willkommen.

Die „Hilfs-Schwester“ können sich überall nützlich machen. Ein Krankenhaus erfordert viel Personal aus Mäntchen, die „Hilfs-Schwester“ helfen beim Bettmachen, sie füttern solche Verwundete, die das Essen nicht selbst zum Munde führen können. Ueberhaupt können sie auf bei der direkten allgemei- nen Pflege verwendet werden, in Fällen, wo es sich nicht um Verbandbinden handelt, welche die weibliche Hand und Erfahrung einer voll ausgebildeten Kran- kenpflegerin fordern.

Die Arbeit wird geföhrt

Die Oberin des Krankenhauses verpflichtet sich in wärmstem Ton dem Reporter, daß sie mit den Arbeitsleistungen der „Hilfs-Schwester“ sehr zu- frieden ist. Dant ihrem Vertriebsvermögen und Interesse an der Arbeit können die beruflich ausgebildeten Krankenpflegerinnen rationaler arbeiten, schneller werden, und dennoch kann man sich daran verwöhnen, daß jeder Soldat die beste Pflegerin, die man sich nur denken kann, erhält.

Bei der Rundbesprechung durch die verschiedenen Abteilungen des Krankenhauses trifft man überall die „Hilfs-Schwester“ in ihrer weißen Uniformen in emriger Tätigkeit. Man erhält einen harten Ein- druck, wie sehr sich die jungen Mädchen überall nützlich machen.

Und nicht genug damit — aus den Augen der erkrankten Helferinnen leuchtet der Widerlicht einer großen Leidenschaft, die ihnen innewohnt. Sie wissen, daß sie eine nützliche und leistungsfähige Arbeit ausführen, eine Arbeit, die unserem Finnland und unserer Wehrmacht zugute kommt. L. v. W.

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 57/58 Zentrale Lage
Tel. 577 22

Ruhiges, angenehmes Haus
Belagliche Räume
gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

diese Erlebnisjahre waren häufig lebendig Untergrund für die farbige Darstellung der sich aus ihnen er- gebenden Erlebnissen.

„Sieben Mal sieben Jahre“ ist eine Dichtung, welche nun jene Grunderlebnisse selbst zu einem intensiven Ausdruck bringt. Das suchen wir jetzt.

Nicht leicht findet man eine ergreifendere Dar- stellung des Sterbens als in der Beschreibung des Todes der Mutter. Einem Todes, der nur der An- fang des Unterganges der Familie war.

Was „Jung zu sein“ und „ein Dach über dem Kopfe“ heißen, ist selten fühlbarer als in der Schrift, deren, wie der Wissenschaftler bei der Mütter-Familie wohnt, während arme Leute auf den Wiesen ich Gras zum Essen ausgeben.

Künste es ein rührendes Bild der Freunde, welche das Aufblühen der künstlerischen Bewegung her- vorbringt, geben, als:

„Wir führen wieder aus Feld hinaus, und immer und immer nichtig ist an mein Lieb denken.“
Der verliert allmählich in tiefes Nachsinnen und vergaß dabei das Männen, so daß die Dämonen oft mitten in der Kirche stehen blieben. Das machte den Heiri endlich böse und er schalt mich höchst aus, wie ich ein Faulpelz sei und das Wort nicht „roben“ mag.

Des folgenden Tages stand ich heimlich Papier und Meißel zu mir, denn während der Nacht war mir schon etwas zu Sinn gekommen, das einem Liebes ähnlich sah, aber ich konnte es nicht erfassen; es kam mir vor, als ob die Wörter und Zeilen nur in der Luft schwebten.

Die Feuerprobe der Kinderliebe

„Entthron“ ist das Bild betitelt, welches in huma- nistischen Zeitschriften immer wieder mit Erfolg auf- taucht. Eine Frau hält ein weißes Bündel auf dem Arm, zwei Freundinnen neigen sich zum Gebären des Entzündens darüber. „Mei dum au zum Tanti“, rufst die eine, „min Verzäfer“ die andere. Außerhalb diesem Ring der Bärtlichkeit, in der unteren, rechten Ecke der Zeichnung steht, die geballten Fäuste in den Sozialisten, ein unanfechtlicher Zweifelsfall. Dieses Alter ist der Verzicht entgegen. Die Lebensübungen der größeren Kinder werden weniger den Belas- tung der Umgebung als deren Sorge. Immer helfen sie etwas an.

Karl macht mit seinen Freunden aus dem Eßzim- merlich und den Stühlen eine Festung. Dem andren- genden Freund wird das Tischchen über dem Kopf ge- stellt. Das Esßzimmer: Eine zerkrachte Tischplatte, ein zerbrochenes Stuhlbein, für Karl: Eine Nach- richt für die Mutter: Der Befehl, die Gebärde, die Kinder wachsen einem über den Kopf. Und das Margariti? Natürlich blieb es während einem freien Nachmittag ganz still in seinem Zimmer. Vor dem Nachstellen rief es die Mutter zu sich. „Eine Ueber- zeichnung“, sagte es stolz und wies auf den Boden. Da lag unmitte vor Stoffstegen, Stiefelabdrücken und Schere ein unförmiges Gebilde. Das riefte, in der Arbeits- schule verfertigte Mädchenlagende war zerföhnt und keine Bruchstücke zu einer Art Blüte zusammen- gebettet.

Solche Situationen sind ägerlich. Doch viele als Verdrängungslust, Fleißverweigerung aufzufassen, wäre oberflächlich. Der echte Erzieher ist den ersten Anker bald los. Bei beratigen Vorfällen ist nämlich die gute Seite auch die wesentliche. Sie sind ihrer Natur nach nichts anderes als die Auswirkungen eines glähen- den Gehirns. Einem Willens, der so bezaubert ist von seinen Möglichkeiten und seiner Kraft — die ja täglich wächst — daß es ohne einige, immerhin ganz unvermeidliche Rücksichtnahmen nicht abgeht. Es ist der gleiche Trieb, welcher einen jungen Mann Mannern zwingen läßt, und der Anblick solcher ber- der Beziehung des Daters sollte die Erzieher nicht begreifen?

Am Gegenstand zur anderen Weise, die blühend machen soll, betrifft die Liebe des Erziehers Selbstlichkeit. Mehr und mehr erkennt er in dem unheimlichen Scher- den die Bedeutung zur Leistung. Er verfährt auf den einzelnen Fähigkeiten Tätigkeitsfeld und Anleistung. Dabei kommt ihm das Suchen der Kinder nach Unter- stützung ihrer Entfaltung und ungenügender Leistung entgegen. Geduldi die „Führung“ wahrhaft in ihrem Interesse, so gibt es keinen Einfluß, der gerin- geres Widerstand begegnete. Die einfältige Mutter in unseren Beispielen wird wieder dem Tagabend aus der Arbeitsschule nach der zerkrachten Tischplatte nach- trauern. Aber vielleicht würde sie dem Margariti ein schönes Schnittmuster kaufen und ihm helfen, „ganz allein“ eine Bluse zu machen. Und das Traufgänger- den des kleinen Karl wäre weniger schädlich für das ganz unvermeidliche Rücksichtnahmen nicht abgeht. Es ist der gleiche Trieb, welcher einen jungen Mann Mannern zwingen läßt, und der Anblick solcher ber- der Beziehung des Daters sollte die Erzieher nicht begreifen?

Natürlich wäre das ein Mißverständnis, aber ein gefährliches. Manche Erziehungsmaßregeln ent- stehen auf Grund der Meinung des Kindes, und man wollte seine Entfaltung einbüßen, und dem ebenso ir- rationalen Glauben der Erwachsenen, das unheimliche, wilde Kun sei Fleißverweigerung. Der Erwachsene als der Erzieher ist der Klüger von beiden. Er sieht seinen Irrtum ein und, da er begreift, daß das Kind den eigenen nicht erkennen kann, läßt er es gar nicht zu solchen Voraussetzungen kommen. — An einem Säug- lino begeistert das Wunder des Lebens. Wie die großen, runden Augen umherblicken, die winzigen Fingergchen sich bewegen, der kleine Körper atmet. Schwerer sichtbar aber unvergleichlich großartig ist offenbar sich dies Wunder in der geistigen Entfaltung. Wenn an einer Blanke täglich laufend Blüten er- blühen würden, so ist das eine fächerliche Lebens- betätigung im Vergleich zu dem Willen und den Taten, welche der Geist jedes Schöpfers täglich hervorbringt.

Es waren schon mehrere Furchen gezogen, und Heiri mußte auch heute meines Stillköpfigens wegen mich oft und viel schelten. Aber ich hörte kaum, was er sagte.

Nun plötzlich fielen mir zwei Zeilen ein, und als wir am Ende der Furchen waren, legte ich blühend mein Papierchen auf den Rücken des Sandostens und schrieb sie nieder. O wie das mich freute! Kaum hatten wir umgekehrt, hatte ich schon wieder zwei, und am anderen Ende der Furchen konnte ich auf gleiche Weise den ersten Vers vollenden.

Heiri hatte nicht das mindeste hiervon gemerkt, und mir wurde so kurios und lustig, als wären alle Reiche der Welt mein. Ich wollte anfangs nur mit dieser einzigen Strophen zufrieden sein. Eine Bauhütte von vielen laufend Franken hätte mich kaum mehr freuen können als dies Papierchen, das ich mit der ersten Strophen in der Tasche trug.

Es geht mit zum Willen des Gedichtes, daß es in eine Strophen lagen kann, was das Vers als groß wie die Welt empfindet. So gibt es auch Gedichte von Jakob Stig, welche die das Buch durchziehende Beimitliche in sechs Versen zum Ausdruck bringen.

„Chränzi du Blüemen us Wiße und Fäid,
Rässi du Säagen im Wald!
Chränzi du machsch mer
So wohl und so wech,
Da min Käsig sei süßeres giesch,
Blüemen vo heimen sind drin.“



Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Näschelerstr. 44 Zürich 1

Dr. phil. J. Oeler, Zürich 6 ERZIEHUNGSBERATUNG

bei Schwierigkeiten in Elternhaus, Schule und Beruf. Psychologische Untersuchungen Intelligenzprüfungen und Gutachten. Individuelle Nachhilfestunden speziell für Kinder und Jugendliche die infolge von Gehörminder oder Trägheit im Unterricht zurück- bleiben. Voranmeldung erwünscht.

Universitätsstr. 29, Tel. 8 61 80, Zürich 6
Für auswärtige Interessenten schriftliche Beratung



Der heimelige
Teepaum
Marktgasse 18
Gipselstube
W. GENTSCH, SOMM
ZÜRICH



Sitzmöbel und Tische

der
**A.-G. Möbelfabrik
Horgen-Glarus**
in Horgen
Bei allen guten Möbel-
geschäften erhältlich.

Stricken · Anstricken besorgt prompt, fachgemäß Strickerei, Rämistr. 8, Zürich

35 Jahre kosmetische Produkte

Schneewittchen
Tag- u. Nachterome
Mandelkleie
Puder
Birkenmilch
Haarwasser
Kräuter-Zentrale Herzog
Rämistraße 5 Zürich

Agis
Sie gewinnhaft

Tafelgetränke
aus Fruchtsaft u. Mineralwasser

Obst-Essig
würzig, mild, aromatisch

Salat-Sauce
hilft bis 75% Oel sparen
garantier naturrein

... bis heute über 51.000.000 Fl.
„Agis“ J. Stössel, Zürich

SCHAFFHAUSER WOLLE



J. Leutert Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 3 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7

Spezialitäten in Fleisch-
und Wurstkonserven

37

Schriften sind es von der Bahnhofstraße bis

zur Münz

Münzplatz 3
ALKOHOLFREIES RESTAURANT
Th. Palmly

BEATENBERG Berner Oberl. 1200 m ü. M.

Gebahnte Spazierwege
Erholungshelm Tension FERNLEICHT
Gut geheizt. Geschützte Balkons für Sonnen-
bäder. Sorgfältige, reichhalt. vegetarische Küche,
Rohkost, auch Fleisch und jede Diät. Referenzen:
Pension ab Fr. 9.—
Th. Secretan und Schwester A. Sturmfels

Gesund werden, Gesund bleiben!

Dazu verhelfen Ihnen die angenehmen OZON-Sauer-
stoff-Trockenbäder. Sehr gute Wirkung bei Gicht, Rheu-
ma, Ischias, Neuralgien, Nervenentzündungen, allge-
meine Schwäche, hoch Blutdruck, Zirkulationsstörungen

Institut für Ozon-Therapie, Zürich 1
Zähringerstr. 21. Tel. 2 33 70. Aerzil. Kontrolle

Wäsche nach Gewicht

das einfachste für die Hausfrau.
Schöneste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Wir beraten & bedienen
Sie gewissenhaft

Baumann, Koelliker

& Co. A.G., St. Gallenstr. 37, Tel. 3 3 7 3, Zürich

Haushaltungsschule Bern

der Sektion Bern des Schweiz. gemeinnütz. Frauenvereins
3 Fischerweg 3

Am 1. Mai 1944 beginnt der sechsmonatige Sommer-
kurs. Zweck der Schule ist: Ausbildung junger Mäd-
chen zu tüchtigen, wirtschaftlich gebildeten Hausfrauen
und Mätern.

Praktische Fächer: Kochen, Servieren, Haus- u. Zim-
merdienst, Waschen, Bügeln, Handarbeiten, Gartenbau.

Theoretische Fächer: Ernährungs- und Nahrungs-
mittellehre, Gesundheitspflege, Haushaltungskunde,
Buchhaltung, Kinderpflege.

Auskunft u. Prospekte durch: **Die Direktion**, Tel. 224 40

Fedaire AM CENTRAL

Nido Maria, staatl. diplom.,
Solligraben 75 (Haus Lou-
Bank), Tel. 4.25.42.

Druck-Arbeiten

besorgt vorteilhaft
und gewissenhaft

Buchdruckerei Winterthur

